

A black and white photograph of a young boy with short, dark hair, wearing a dark wetsuit. He is looking over his shoulder towards the camera with a slight smile. He is holding a surfboard under his arm. The background is a plain, light-colored wall.

William Finnegan
BARBARENTAGE

suhrkamp nova



Auseinandersetzungen nicht einer enormen Ironie, denn mein Vater war selbst ein strammer Gewerkschaftler und entstammte einer Familie von gewerkschaftstreuen Eisenbahnern aus Michigan. Die Familienlegende besagt sogar, er habe in New York, wo ich zur Welt gekommen bin, die Nacht meiner Geburt im Gefängnis verbracht, nachdem man ihn als Streikposten vor den CBS-Studios aufgegriffen hatte, wo er als Nachrichtenredakteur arbeitete und gemeinsam mit seinen Freunden agitierte. Er hat zwar selbst nie darüber gesprochen, doch unser Umzug nach Kalifornien, als ich noch ein Baby war, verdankte sich der Tatsache, dass mein Vater wegen seines militanten Gewerkschaftlertums keine Arbeit mehr fand. Die Macht Senator Joseph McCarthys war damals auf ihrem Höhepunkt.

Zur selben Zeit vollbrachten die hawaiianischen Gewerkschaften wahre Nachkriegswunder. Unter der Führung eines Außenpostens der Hafendarbeiter von der Westküste und in Zusammenarbeit mit der japanisch-amerikanischen Linken vor Ort gelang es ihnen sogar, die Plantagenarbeiter zu organisieren und damit die Feudalwirtschaft grundlegend zu verändern. Und das in einer Gegend, in der die Verfolgung, ja selbst der Mord an Streikenden und Agitatoren durch Auftragschläger und Polizisten vor dem Krieg fast immer straffrei blieb. Mitte der Sechzigerjahre war allerdings auch die Gewerkschaftsbewegung in Hawaii selbstzufrieden, überbürokratisch und korrupt geworden, genau wie ihr Gegenstück auf dem Festland, und mein Vater wirkte nie sonderlich erfreut über die Streitigkeiten, obwohl er einige der Gewerkschaftsbosse, mit denen er täglich ringen musste, persönlich durchaus mochte.

Sein Beruf führte uns in merkwürdige Kreise. So hatte sich beispielsweise ein hyperaktiver Gastronom namens Chester Lau der Produktion von *Hawaii Calls* angeschlossen, und noch jahrelang war meine Familie bei entlegenen *lū'aus*, Grillfesten und Dorfversammlungen zu Gast, die Chester organisiert hatte. Sie fanden meistens in einem seiner Lokale statt.

Schließlich hatte auch mein Vater genügend Einblick in die örtliche Arbeiterkultur bekommen, um zu erkennen, dass die Straßen (und womöglich auch die Schulen) von Honolulu für *haole*-Kinder eine Herausforderung darstellten. Im Grunde genügte schon der berüchtigte, inoffizielle Feiertag, der als »*Kill a Haole Day*« bezeichnet wurde. Dieser Feiertag sorgte für einige Diskussionen, auch in den Leitartikeln der örtlichen Zeitungen (die sich gegen ihn aussprachen), obwohl ich nie ganz herausfinden konnte, auf welchen Kalendertag er genau fiel. »Auf jeden Tag, den sich die *mokes* aussuchen«, erklärte Mike, unser In-Crowd-Chef. Ich bekam auch nie mit, dass der Anlass sich in konkreten Morden niederschlug. Die eigentliche Zielgruppe des »*Kill a Haole Day*«, hieß es, seien Soldaten auf Urlaub, die in Horden durch Waikiki und den Rotlichtbezirk der Innenstadt zogen. Ich glaube, es beruhigte meinen Vater, dass meine besten Freunde die Nachbarsjungen waren, die ihre Surfbretter bei uns im Garten abstellten. Sie sahen aus, als könnten sie sich wehren.

Schon immer waren Schulhoftyrannen seine größte Sorge gewesen. Wenn ich von größeren Jungs drangsaliert würde, die am Ende noch in der Überzahl waren, dann sollte ich, hatte er mir eingeschärft, mir »einen Stock oder einen Stein« schnappen, »alles, was du zu fassen kriegst«. Es war ein verstörend emotionaler Ratschlag. Ob er dabei selbst an weit zurückliegende Prügel und Demütigungen in Escanaba dachte, seiner Heimatstadt in Michigan? Oder wühlte ihn einfach die Vorstellung auf, sein Kind, sein Billy, könnte allein irgendwelchen Schlägertypen ausgeliefert sein? Ich hatte seinen Ratschlag bisher jedenfalls nie befolgt. In Woodland Hills, dem kalifornischen Vorort, wo wir wohnten, hatte es reichlich Schlägereien gegeben, bei einigen waren sogar Stöcke und Steine im Spiel gewesen, aber es war nie zu einem so extremen Zusammentreffen gekommen, wie es meinem Vater vor Augen stand. Einmal, ja, da hatte mich ein mexikanischer Junge, den ich gar nicht kannte, nach der Schule unter ein paar Pfefferbäumen überwältigt, meine Arme festgehalten und mir Zitronensaft in die Augen gedrückt. Das wäre eine gute Gelegenheit gewesen, zum Stock zu greifen. Aber ich konnte gar nicht fassen, was da gerade passierte. Zitronensaft? In die Augen? Von jemandem, den ich nicht mal kannte? Meine Augen brannten noch tagelang. Ich hatte meinen Eltern nie von dem Vorfall erzählt. Das hätte gegen den Ehrenkodex unter Jungs verstoßen. Und auch von Freitas und seinem Kantholz des Grauens erzählte ich ihnen nie (und auch sonst niemandem).

Mein Vater als verängstigtes Kind – dieses Bild wollte sich nie so recht scharf stellen. Er war Dad, Big Bill Finnegan, stark wie ein Grizzlybär. Seine Armmuskeln, über die wir alle nur staunen konnten, waren wie zwei gemaserte Kugeln aus Eichenholz. Solche Arme würde ich niemals haben. Ich hatte die Bohnenstangenfigur meiner Mutter geerbt. Mein Vater schien sich vor niemandem zu fürchten. Im Gegenteil, er hatte eine streitlustige Ader, die mitunter peinlich sein konnte. Er scheute sich nicht, in der Öffentlichkeit laut zu werden. Manchmal erkundigte er sich bei Laden- oder Restaurantbesitzern, die mit einem Schild darauf hinwiesen, dass sie sich vorbehielten, nicht jeden Kunden zu bedienen, was denn das genau heißen sollte, und wenn ihm die Antwort nicht gefiel, zog er wutentbrannt ab und suchte einen anderen Laden auf. In Hawaii geschah das nicht, aber auf dem Festland war es oft vorgekommen. Damals wusste ich noch nicht, dass solche Schilder oft verklausuliert dafür standen, dass nur Weiße bedient würden – ein letztes Aufbäumen der legalen Rassentrennung. Ich wand mich einfach innerlich, starrte beklommen zu Boden und starb fast vor Scham, während seine Stimme immer lauter wurde.

Meine Mutter hieß Pat und war eine geborene Quinn. Ihre zarte Gestalt täuschte. Mit einem weitgehend abwesenden Ehemann und keinerlei Unterstützung im Haushalt zog sie vier Kinder groß, ohne auch nur einmal ins Schwitzen zu kommen. Sie war in einem Los Angeles aufgewachsen, das es so nicht mehr gab – unter weißen, katholischen,

liberalen Roosevelt-Anhängern aus der Arbeiterschicht –, und ihre Generation, die nach dem Krieg erwachsen geworden war, machte sich offen und unbekümmert an den sozialen Aufstieg. Progressive Strandliebhaber, die sie waren, suchten sie ihr Glück hauptsächlich in der Unterhaltungsbranche: Die Männer arbeiteten, die Frauen managten im Vorort den Nachwuchs. Meine Mutter besaß die lässige Anmut einer Tennisspielerin. Und sie konnte hervorragend haushalten. Als ich klein war, fand ich es ganz normal, jeden Abend einen Salat aus Möhren, Äpfeln und Rosinen zu essen. Dabei war das nur das Billigste, was im damaligen Kalifornien an gesunden Lebensmitteln aufzutreiben war. Meine Mutter kam aus einer Familie irischstämmiger Bergbauern in West Virginia und war, noch mehr als mein Vater, ein Kind der Wirtschaftskrise. Ihr Vater, Kühltischmonteur und Alkoholiker, war jung gestorben. Sie sprach nie von ihm. Ihre Mutter, die ihre drei Töchter allein aufziehen musste, hatte noch einmal eine Ausbildung gemacht und war Krankenschwester geworden. Als ihr mein Vater vorgestellt wurde, der ein paar Zentimeter kleiner war als meine Mutter, soll sie angeblich seufzend gesagt haben: »Na, die Großen sind eben alle im Krieg gefallen.«

Meine Mutter war immer zu allem bereit. Sie segelte nicht gern, trotzdem hockte sie fast jedes Wochenende auf einem der kleinen Segelboote, die mein Vater sich zulegte, als wir wieder flüssiger waren, und die er heiß und innig liebte. Sie zeltete nicht gern, trotzdem kam sie ohne Murren mit zum Zelten. Nicht einmal Hawaii mochte sie, obwohl ich davon damals nichts ahnte. Das provinzielle Honolulu schnürte ihr die Luft ab. Sie war in L. A. aufgewachsen, hatte in New York gelebt und empfand es wohl als Qual, die Tageszeitung von Honolulu zu lesen. Sie war unglaublich gesellig und kein bisschen arrogant, doch in Hawaii fand sie nur wenige Freunde. Mein Vater hatte sich nie viel aus Freundschaften gemacht – wenn er nicht gerade arbeitete, verbrachte er seine Zeit am liebsten mit der Familie –, doch meiner Mutter fehlte der weite Kreis anderer Familien, die wir in L. A. gekannt hatten und die größtenteils ebenfalls in der Filmbranche waren, ebenso wie ihre engen Freunde aus der Kindheit.



Patricia Finnegan auf der Windseite von Oahu, 1966

Das alles zeigte sie uns aber nicht, sondern stürzte sich stattdessen in die Aufgabe, aus ihrem Leben in einer reaktionären Inselstadt das Beste zu machen. Immerhin liebte sie das Meer, das war ein Glück (wenn auch nicht für ihre irische Blässe). Sie breitete Badetücher auf dem Fleckchen feuchten Sands unten am Ende unseres Pfades aus und führte die Kleinen, mit Taucherbrille und Netz bewaffnet, ins Wasser der Lagune. Meine Schwester Colleen meldete sie zum Kommuniionsunterricht in einer Kirche in Waikiki an. Und wann immer es ging, stieg sie auch ins Flugzeug, um mit meinem Vater – und meistens mit dem dreijährigen Michael auf dem Arm – nach ein paar hastigen Anweisungen zur Betreuung der Jüngeren auf eine der Nachbarinseln zu fliegen. Ich glaube, auf den äußeren Inseln entdeckte sie ein Hawaii, das ihr mehr zusagte als die babbithaften Opportunisten und Country-Club-Rassisten von Honolulu. Die Fotos von diesen Ausflügen zeigen eine Fremde: nicht Mom, sondern eine nachdenkliche, elegante Dame im ärmellosen, türkisfarbenen Kleid, allein mit ihren in die Ferne schweifenden Gedanken – fast, so scheint es jetzt, wie eine von Joan Didions Figuren, die barfuß, die Sandalen in der Hand, an einer Wand aus zottigen Kiefern am Ufer entlanggeht. Erst später erfuhr ich, dass Didion ihre Lieblingsautorin war.

Ich genoss die Pause von der Gartenarbeit. Zu meinem Leidwesen wurde ich aber zunehmend als Babysitter rekrutiert. Meine Eltern wussten nichts von meiner beginnenden Laufbahn als Gangmitglied, sie kannten mich nur als Mister Zuverlässig. Das war meine Rolle bei uns im Haus, die ich schon kurz nach der Geburt der anderen übernommen hatte. Der Altersabstand zwischen mir und meinen Geschwistern ist

beträchtlich – Kevin ist mehr als vier, Michael zehn Jahre jünger als ich –, und man konnte sich darauf verlassen, dass die Kleinen in meiner Obhut nicht ertranken und keinen Stromschlag bekamen, dafür aber genug zu essen und zu trinken und eine frische Windel. Aber dass ich an den Abenden und den Wochenenden hochhoffizielle Babysitterpflichten übernehmen sollte, das war neu und, wie ich fand, eine Zumutung, schließlich gab es dort draußen Wellen zu reiten, Busse mit unreifen Mangos zu bewerfen und Partys ohne Erwachsene in Kaimuki zu besuchen. Ich ließ es an Kevin und Colleen aus und hielt den Armen lange, verdrossene Vorträge über die guten alten Zeiten vor ihrer Geburt. Ein wahrhaft Goldenes Zeitalter. Nur Mom und Dad und ich, die wir machen konnten, was wir wollten. Jeden Abend Essen im Jolly Roger. Cheeseburger, Schokomilkshakes. Keine quengelnden Kleinkinder. Das waren noch Zeiten!

An einem glühheißen Samstag mit Colleen gab ich mir alle Mühe, meinen Babysitterjob zu verlieren. Colleen sollte am nächsten Tag zur Erstkommunion gehen, für den Samstag war die Generalprobe der großen Zeremonie angesetzt. Mom und Dad waren unterwegs, wahrscheinlich auf einer von Chester Laus Veranstaltungen. Colleen war von Kopf bis Fuß mit weißer Spitze ausgestattet. Sie sollte an diesem Tag ihre erste Beichte ablegen – auch wenn man sich durchaus fragen kann, was für Todsünden eine Siebenjährige wohl zu beichten haben sollte. Jedenfalls war die samstäbliche Generalprobe obligatorisch. Die Katholiken der damaligen Zeit fackelten nicht lange. Wer die Probe verpasste, durfte nicht zur Erstkommunion. Komm nächstes Jahr wieder, armes Sünderlein, wir wollen hoffen, dass Gott deiner Seele bis dahin gnädig ist. Ich war selbst im kalten Schoß der Kirche groß geworden und wusste genau, was für harte Nüsse diese Nonnen waren. Deshalb wusste ich auch ganz genau, was auf dem Spiel stand, als Colleen und ich es schafften, den Bus nach Waikiki zu verpassen, der nur einmal in der Stunde fuhr. Weil ich aber ganz tief drinnen doch immer noch Mister Zuverlässig war, geriet ich in Panik. Ich schob meine kleine Schwester in ihrer atemberaubenden Aufmachung mitten auf die Diamond Head Road, hielt den erstbesten Wagen an, der nach Waikiki fuhr, und brachte sie pünktlich zum Altar.

Allmählich lernte ich, mich in Honolulu zurechtzufinden. Vom Line-Up in Cliffs aus konnte man die gesamte Südküste von Oahu überblicken, von den Waianae-Bergen im Westen über Honolulu und Pearl Harbor hinweg bis zum Koko Head, einer Art Diamond Head zweiter Klasse, im Osten: ein weiterer ausgedörrter Krater am Meeresrand. Die Stadt lag in der Ebene zwischen der Küste und dem Ko'olau-Gebirge, dessen steile, grüne Gipfel fast immer im Dunst der gleißend wabernden Gewitterwolken verschwanden. Die Berge sandten Regenwolken aus, um die Stadt zu bewässern, doch die meisten davon verpufften in der Hitze, bevor sie die Küste erreichten. Regenbögen pflasterten den Himmel. Jenseits des Gebirges befand sich die Windseite der Insel, und irgendwo dort lag auch die sagenumwobene North Shore.